

Nach vierzig Jahren.

Novellette von Adele Adard.

Frau Anna hatte ihre Fremdenzimmer zur Aufnahme eines verwundeten, oder in der Rekonvaleszenz befindlichen Offiziers angemietet. Natürlich übernahm sie die volle Pflege des Gastes. Und nun war sie von Tag zu Tag auf die Anmeldung des Kranken. Ihre kleine, nur aus wenig Räumen bestehende Villa, gerade so wie sie für eine einzelne Person mit der alten Dienstin und einem jungen Dienstmädchen passte, lag in einem, ebenfalls nur bescheidenen, aber hübsch inlands gehaltenen Garten. Das ganze Anwesen ein Bild des Friedens und der Sorglosigkeit. Und materielle Sorgen hatte keine Bestürzung auch nicht. Über der Leidenschaft war ihr doch nicht erspart geblieben. Den geliebten Gatten hatte sie nach fünfjähriger Ehe wieder verloren, und bald folgten diesem ihr einziges holdes Töchterchen nach. Da machte Frau Anna innerlich Schluss, aber sie war eine viel zu geistreiche Natur, um sich in ihrer Einsamkeit zu verlieren. Und nun war Kriegszug. Eben brachte die alte Lise das Frühstück mit einem Brief, dessen Format auf Dienstliches schließen ließ. „Wird wohl unser Mann sein,“ meinte die Alte.

„Gottseidlich.“ Das Schreiben lautete: „Aus dem Lazarett von L. entlassen, Oberleutnant von Bentheim. Außer Gefahr. Aber noch sehr schwach. Größte Vorsicht beobachten. Kommt morgen abend 6 Uhr Station Mehrheim in Besetzung von Vater-Kreuz-Schwester und Diener an. Bitte alles Nötige zum Empfang in Bereitschaft zu halten.“ Anna blühte sichtlich auf das Schreiben, so daß sie endlich das ihr etwas lange, drückende Schweigen unterbrach: „Gna' Frau machen ja so ein merkwürdiges Gesicht, so als ob Ihnen bei der Schreiben was einfiel.“ „Stimmt auch Lise. Eine Erinnerung aus der frühesten Kindheit. Da hat mal ein blutjunger Leutnant desselben Namens während der Kaisermandat, die in unserer Nähe stattfanden, bei uns im Quartier gelegen.“ „Nanu, das wäre!“ rief die Alte kuckend auf, „wenn der auf einmal jetzt hier als alter Herr austräte.“ „Unfinn, Lise, der Name ist oft vertreten.“ „Na, na, gna' Frau, das Schicksal spinnt oft so kurofene, bunten Fäden, mir hat in letzter Zeit ohnehin öfter so kuraus geträumt.“ Anna lächelte. „Wenn Sie schon mit Ihren Träumen kommen! Nun aber rath' letzte Hand angelegt, sonst ist ja alles bereit. Die Schupwand noch auf den Balkon am Krankenzimmer, und die Pelze raus, damit wir unseren Mann möglichst bald an die Sonne bringen können. Und dann sehen Sie bei Müllers zu, daß ich nachher das alte Auto bekomme, ich will nach der Bahn fahren.“

„Längst vor Ankunft des Zuges stand Anna tags darauf an der Bahn. Auch hier im Städtchen war viel Leben, denn es kommen immer Gefangenen- und Verwundetentransporte durch. Jetzt erlöste das Signal zur Einfahrt des Zuges, und Anna spähte mit fiebriger Erwartung vorwärts. Da — dort. Die kleine Gruppe mußte es wohl sein. Schmerz geblüht auf der Schwelle einerseits, vom Diener halb getragen andererseits, schlich ein großer totblauer Mann, mit grauem, kurzgehaltenen Bart daher. Jetzt mußten sie einen Moment anhalten. Anna sprang hinzu, flüsterte der Schwester etwas ins Ohr. Diese rief nur, und nun sah sie Anna auch noch an, so gut sie konnte. Endlich lag der Kranke, mit Hilfe des Löwenwirtes bequem gebettet, im Wagen. Der Diener stieg zum Aufseher und ganz behutsam ging die Fahrt auf glatter Chauffee vor sich. Glücklicherweise dauerte sie nicht lange. Völlig erschöpft, aber mit einem unlagbar dankbaren Blick blickte sich der Patient, so rasch es eben ging, in seinem molligen Bett, auf das gerade noch die letzten Strahlen der Abendsonne fielen. Die Schwester lieb über Nacht, ordnete sich manches an, und begab sich tags darauf wieder auf ihr blutiges Arbeitsfeld zurück. Die ersten Tage vergingen in Bongsigkeit für Anna. Der Kranke lag total apathisch da, Wilhelm, der mit größter Eingabe an seinem Herrn hing, wich weder Tag noch Nacht vom Bett. Zwischen Anna und dem Kranken waren noch kaum ein paar Worte gewechselt worden, nur die korbaren Augen des Leidenden folgten ihr, wenn sie leise durchs Zimmer ging. Auch vom Diener hatte Anna noch nichts Näheres erfahren. Dieses Neugier war ebenso wenig befriedigt, als die doch Wilhelm stets rasch mit seinem Teller Essen ins Krankenzimmer zurück. Hin und wieder blühte Anna forschend daraufhin an, ob sie etwa durch irgendeinen Zug an jenen jungen Leutnant von damals erinnern würde; aber bei dem den Schmerzen noch verzerrten Gesicht, was das nicht möglich. Nur sie schlanke Figur und die noch schü-

ner blauen Augen konnten allenfalls für die Annahme sprechen. Vierzehn Tage waren verstrichen, ohne irgendeine merkbare Veränderung in dem Zustande des Patienten aufzuweisen, und Anna begann etwas mutlos dreizuschauen. Vier Wochen flossen so dahin, in Hoffen und Harren. Ein strahlender schöner Tag war heraufgebrochen. Anna betrat das Krankenzimmer. Wie erstaunte sie aber, als sie den Kranken zum erstenmal aufgerichtet sitzen sah und voller Erwartung nach ihr blickte. „Endlich!“ rief sie, mit mehr Erregung in der Stimme als sie selber achtete. „Das waren bange Wochen! Wollen Sie sich nun endlich dem Leben wieder erschließen? Doch man die Angst los wird? Ihr Wilhelm, der treue Mensch, ist schon ganz zusammengesunken vor Pflege um Sie, jetzt muß ich den mal in die Kur nehmen und auffüttern, er wollte schon nichts mehr genießen.“ Bentheim hatte ihr, während sie sprach, beide Hände entgegen gestreckt, und sah sie mit einem namenlos dankbaren Blick an. „Worte, liebe gnädige Frau,“ sagte er mit leiser, wohlklingender Stimme, „habe ich keine, um Ihnen zu sagen, was ich trotzdem während dieses ganzen Schwächezustandes empfunden. Aber es ist viel.“ „Ruhe, Ruhe,“ wehrte Anna ab, „jetzt nicht sprechen, es ist noch früh am Tage, da sind alle Kräfte noch, aber wenn Sie sich jetzt ganz brav wieder ausstrecken, dann sehe ich mich nach Mittag ein halbes Stündchen zu Ihnen auf den Balkon, und dann müssen wir doch erst mal Bekanntschaft miteinander machen.“ „Süßte sie lächelnd hinzu. „Bekanntschaft!“ rief er jetzt lebhaft, „die habe ich wohl schon zu machen Gelegenheit gehabt.“ „Und vielleicht,“ erwiderte sie lachend, und blühte ihn schelmisch dabei an, „kommt noch eine ganz alte dabei heraus. Ihr Name ist mir nämlich durchaus nicht fremd.“ Mit äußerster Spannung sah er ihr ins Gesicht. „Das wäre?“ forschte er. „Alles am Nachmittag,“ beruhigte sie ihn. Fieberhaft erwartete Bentheim, der gut gekleidet in seinen Kissen auf dem Balkon saß, die Frau, an die ihn bereits alle Fäden tiefer Dankbarkeit knüpften. Jetzt trat sie ein. Sie hatte ein helles Sommerkleid an, und die großen braunen Augen schauten ordentlich jung aus dem, wieder von der frischen Landfarbe soig angehauchten feinen Gesicht. Ihre Miene war etwas rundlich. Der dichte, mit reichlich Silberfäden durchzogene Scheitel gab dem Ganzen etwas Mütterliches. Sie hatte sich in einem Strohsessel neben ihm bequem gemacht und blickte ihn freundlich auffordernd an. „Zunächst,“ begann er, „muß ich Ihnen, gnädige Frau, doch eine Erklärung geben, wie es kommt, daß ein Mann in meinen Jahren und in meiner Stellung sich so ohne weiteres bereit findet, ein Anerbieten, wie das Ihrige es war, anzunehmen. Zuerst lehnte ich auch ab. Aber die Verzie ließen nicht locker, und mein Wilhelm, der mich ja unter dem Pantoffel hat, gab schließlich den Ausschlag. Ich bin nämlich seit fünf Jahren Witwer. Kinder waren uns selber nie beschieden. Als meine gute Frau, mit der ich in glücklicher Ehe lebte, mich verließ, und ich mich wieder als Junggeselle mit meinem treuen Diener in meiner kleinen neuen Wohnung eingerichtet, kam ich mir der wie ein verlassenes Kind. Mir Männer taugen nicht zum Weisheit. Ruh, Stimmkneipe, alte Freunde, das ersetzt alles keine Frau, kein geregelt Heim. Man schlägt sich so durch mit seiner Zeit, das ist alles. Aber nun brach's los. Mit einem wahren Jubel begrüßte ich den Ausbruch des Krieges. Ich gestehe offen, ich hoffe, die richtige Regel würde sich bald für mich finden. Das Schicksal hatte es anders beschloffen und brachte mich statt ins Soldatengrab hierher.“

Er hielt inne. Ein Seufzer hob seine Brust. „Hierher in dies kleine Paradies. Da wird einem freilich das Leben noch einmal lieb, und — doch muß ich jetzt bald daran denken, Sie von der Last zu befreien, die ja wirklich zu groß für Ihre Güte war. Und doch, die Fortensamkeit, die meiner wieder im alten Heim wartet, streckt wahre Gespensterhände nach mir aus.“ Ohne Uebergang sagte sie jetzt: „Eine Frage, Herr von Bentheim: Erinnern Sie sich noch eines Quartiers in W. im Jahre 1880 beim Landesdirektor Meerholz damals bei den großen Kaisermandat?“ „Gewiß. Es war ein richtig netter Aufenthalt, die Familie prächtig, verwehnten mich wie einen Sohn, und mit der einzigen Tochter, einem allerliebsten Wädel von zehn Jahren, mit biden dunklen Zöpfen und großen Braunaugen, hatte ich den größten Spaß. Jene Tage habe ich so wohl nicht vergessen können.“ Während der letzten Worte sah er Frau Anna forschend ins Gesicht: „Es ist doch nicht möglich,“ rief er aus, „und doch, die Augen ja, die sind dieselben geblieben, sollte ich

hier, jetzt, nach all den Jahren das Kind von damals vor mir haben?“ „Anna nickte nur. „Ja, als Matrone,“ sagte sie schlicht. Es trat ein minutenlanges Schweigen ein. „Großer Gott! Wie wunderbar gehen die Wege oft im Leben!“ bemerkte er endlich. Mit kurzen Worten gab Anna Bericht über ihre Lebensschicksale, dann sagte sie kurz abbrechend: „So, nun genug für heute, wir finden noch viel Zeit zu allem übrigen.“ Und die Zeit dehnte sich immer mehr aus, und das Scheitern kam beiden immer unwahrscheinlicher vor. Bentheim wurde immer stiller, Annas Wangen um einen Schein blaßter. Auch Lise, die ihre Herrin bis auf den Grund kannte, blieb die Veränderung nicht verborgen. Sie hatte eben das Abendbrot abgetragen, Bentheim hatte sich bereits zurückgezogen, Anna saß gedankenvoll am offenen Fenster, durch das der blaße Mond hereinkam. Da sagte sie sich die Alte ein Herz. „Gna' Frau, Ihnen drückt was, ich fühl's doch schon die ganze Zeit und kann's doch gut verstehen. Nehmen Sie's mit nicht übel, wir sind nun so lange zusammen, da darf die alte Lise mal offen reden, nicht?“ Anna nickte. „Dah' ich's Ihnen nur sage, der nette alte Herr wird uns fehlen, und er — na, ihm zehrt's nu ch schon am Herzen, das ist doch begreiflich. Und warum soll er denn auch wieder in seine Einsamkeit zurück? Hier ist doch Platz für ihn. Und ob für Wilhelm. Und sehen Sie, hübsch rausgemacht hat er sich auch wieder, ein stattlicher Mann, post ja gut zu Ihnen, und nu die alte Erinnerung. Red, nee, gna' Frau, tun Sie Ihren Gefühlen keinen Zwang an, das hat schon allens so kommen sollen. Und nu legen Sie sich, über Nacht kommt Rat.“ „Aber Lise,“ rief Anna fast beschwert aus, „lesen Sie denn Gedanken? So, wenn's auch so wäre, ich kann mich dem Mann doch nicht annehmen, und er scheint keinen Mut zu haben zum Fragen. Das ist nicht so einfach.“ „Wird sich einfacher auflösen, als Sie denken, gna' Frau, warten Sie man noch ein Tag oder zwei, und es macht sich wie von selbst.“ Anna hatte eine schlaflose Nacht. Bentheim ebenfalls. Tags darauf wanderten beide nach ihrem Lieblingsplätzchen im nahen Gehölz. Dort auf einer Moosbank, beim sogenannten Schäferbrünnchen, saßen sie sich nieder. Anfangs berichte sie Schweigen zwischen ihnen. Dann begann Bentheim allen Ernstes vom Abschied zu sprechen. Länger konnte und durfte er die Hoffenfreudigkeit nicht in Anspruch nehmen. Anna hatte sich ihm voll zugewandt. Die Sonnenstrahlen, die durch die Äste fielen, spielten auf ihrem lieben Gesicht. „Wußt es denn sein?“ sagte sie plötzlich und legte ihre Hand auf die seine. „Frau Anna!“ rief er aus. „Ich lunge ja schon mit jeder Faser an Ihnen, fast wie ein Kind an der Mutter. Verstehen Sie mich recht. Das macht die Hilfslosigkeit, mit der ich Ihnen verfallen war, und der Gedanke, mich von Ihnen wieder zu trennen, geht fast über meine Kraft.“ Er brach jäh ab. „Dann bleiben wir eben zusammen,“ antwortete sie wiederum in ihrer ungelächelt frischen Weise. „Was das Schicksal so seltsam wieder zusammengeführt, war's auch nur eine Kinder- und Jugend Erinnerung, das soll auch wohl zusammen bleiben.“ Mit einem Jubelruf schloß Bentheim Anna in die Arme. „Halt! ich nicht recht, gna' Frau.“ „Sagte am Abend Lise, als sie der gnädigen Frau zur Verlobung gratulierte, — „bet die Sache sich schon einfach machen würde?“

Die Bunte.

Rändliche Erzählung von L. Bernat. (Uebersetzt von Anni Schürmann.)

Anton kam vom Felde nach Hause, gerade als Höffner, sein Herr, auf dem Hofe die Schwarze und die Bunte ausspannte. Während er die Lederrücken löste, die das Joch vor der Brust festhielten, fluchte Höffner fürchterlich. „Ah, du Teufelsknecht, du sollst mein Heu nicht mehr länger fressen!“ „Was ist denn los?“ fragte Anton, indem er hinstupfte, um seinem Herrn zu helfen. „Was los ist? Morgen spaziert die Bunte nach Verfeld auf den Markt, und ne wird sie mir in den Stall kommen!“ „Was hat sie euch denn nur wieder getan?“ „Was sie getan hat? Den ganzen Nachmittag wollte sie nicht gerade gehen vor dem Pflug! Dann bei der letzten Jurche rennt sie wie toll und raßt mit dem Pflug auf einen dicken Stein. Das Schaf ist abgebrochen. Es muß zum Schmied. Ho, du Clemdu!“ Und die Bunte erhielt einen Fußtritt an den Kopf. In diesem Augenblick erschien eine noch junge Frau auf der Schwelle des Hauses. „Bist du denn verrückt, Mann!“ rief sie entrüstet aus, „daß du dich so an dem armen Tier veründigst?“ „Geht das dich auch was an, Franziska?“ „Ist es denn nicht ein Stundol, eine solche Grausamkeit...!“ Mit diesen Worten trat Franziska zu der Kuh und wusch ihr mit der Schürze das blutige Maul. Das Tier brüllte kläglich und schlich dem Stall zu. Höffner, dem der Schweiß über die Stirn rann, brachte das Geschirr in den Schuppen. „Vogelelement, über die Bunte will ich mich doch nicht mehr ärgern! Morgen wird ihr das Fell verkauft. Ich will sie schon los werden, und du sollst mich nicht daran hindern können, Franziska.“ „Die Bunte wird dir noch leid tun, Mann!“ „Ach was, dummes Zeug!“ „So warte wenigstens, bis das Kalb ein wenig heran ist.“ „Du kannst es tränken, ihr Kalb. Das Weitere geht dich nichts an. Wenn es einmal meine Idee ist, gibt es daran nichts zu mähen.“ „Aber...“ „Bin ich hier der Herr oder nicht, beh...?“

Alletings war Höffner der Herr. Das wußte man überall. Eine Autorität artete sogar in eine Tyrannie aus, unter der seine Umgebung zu leiden hatte. In den fünf Jahren ihrer Ehe hatte Franziska mehr Schicksale als Liebstodungen erhalten. Sie war eine blonde, blaße Bäuerin, deren Gesicht die Sonne gebräunt und die in Folge vieler Entbehrungen blutarm geworden war. Höffner hielt nämlich kein Heu und Gut zusammen. Sein Geiz ließ ihn sogar Arbeiten verrichten, mit denen er eigentlich gar nichts zu tun hatte. Selbst das Melken der Kühe geschah unter seiner Aufsicht, denn so war er sicher, daß die Milch nicht zu Schum wurde oder sonstwie verloren ging. Im vergangenen Frühjahr hatte der Arzt Franziska empfohlen, viel Milch zu trinken, denn sie war mangelnd, und auch ihrem Kleinen reichlich davon zu geben, dessen blaßes, abgegrühtes Gesicht einem notreifen Kütis gleich, der wild auf einem Bruchfelle wachsen muß. Dies war für Höffner noch ein Grund mehr, scharf auf den Milchschrank aufzupassen. Man setzte sich zum Abendbrot, ohne ein Wort zu reden, so heftig wußte man Höffners Zorn auf die Bunte. Doch sobald er sich erhoben hatte, um in den Stall zu gehen, wechselten Anton und Franziska einen verzweifelten Blick. Eine tiefe Sympathie bestand zwischen den beiden. Anton hatte Franziska gern, weil sie gut und lieb zu ihm war und weil er sehen mußte, wie Höffner sie ohne Grund hart und roh behandelte. Und Franziska war ihm dankbar, weil er in ihrem Dienst lieb, obgleich auch er unter der Grobheit des Herrn zu leiden hatte. Der Zorn eines Dritten schaffte oft innige Seelenharmonie zwischen zwei Wesen, die gemeinsam dauerte leiden mußten. Höffner will also die Bunte verkaufen?“ fragte Franziska. „Ja, ja... so allem Unglück...“ „Dah' man es doch nicht verheimlichen kann...“ „Ganz gleich, der Kleine hat in erster Linie darunter zu leiden.“ Eine Kräne erglänzte in Franziskas Augen. Dann verbarren sie in Schweigen. Das Herz war ihnen schwer bei den trüben Gedanken, die der Abschied von der Buntin in ihnen wachrief. Höffners Stimme entrückte sie röh ihren Träumereien. „Seh, kommt du denn nun endlich?“ Die Frau ergriff einen Eimer aus Weißblech und ging in den Stall.

„Ah, du bist es, Georg! Wie geht dir's denn?“ „Oh, so ziemlich. Wem gehört die Kuh?“ „Meinem Alten.“ „Du bist noch immer bei Höffner?“ „Noch immer.“ „Was will er denn für seine Kuh haben?“ „Er kommt im Augenblick wieder.“ Schon befah sich der Händler die Bunte von allen Seiten und betastete sie. „Du wußt sie doch wohl nicht kaufen, was?“ flüsterte Anton ihm ins Ohr. „Nun, warum denn nicht?“ „Es würde mir leid tun,“ raunte er ihm leise zu, „wenn ich einen Freund wie dich so betrügen sollte. Es wäre mir lieber, wenn ich den Käufer gar nicht kenne.“ „Wiejo denn?“ „Mein Gott, siehst du denn nicht, daß die Kuh lungenkrank ist?“ Georg blickte in lautes Lachen aus. Natürlich habe er gleich dem ersten Blick Verdacht gehabt, aber deshalb wäre er Anton doch nicht weniger dankbar, daß er es ihm gesagt hatte. Wenn der Markt zu Ende sei, wollten sie zusammen eins trinken. Und als Höffner zurückkehrte mochte er noch so viel gesittulieren und seine Kuh jedem Vorübergehenden mit schreiender Stimme anbieten — es fand sich kein Käufer. Georg hatte den Händlern einen Wint gegeben, und so kam das Geschäft ziemlich auf dem ganzen Markte in Umkehr. Mit spätlicher Miene gingen sie an der Buntin vorbei, verschleierte, die Höffner antrah, liebte eine verstellte Bosheit erkennen, wenn sie sagten: „Die muß ihr euch schön warm halten!“ „Macht sie doch fett zum Schlachten!“ Von diesen Späßen aufgebracht, witterte und fluchte Höffner. Anton aber mit seiner unschuldigen Miene der Welt dachte: „Die Bunte schläft heute abend doch wieder vor ihrer Krippe!“ Die Nacht war noch nicht ganz hereingebrochen, als sie wieder auf dem Hofe anlangten. Als Franziska die Bunte wieder antommen sah, konnte sie nur mit Mühe einen Freudenstöhren unterdrücken. Tränen entströmten ihren Augen. Guter Gott, der Kleine konnte auch ferner Milch trinken! „Kuh nur,“ sagte Höffner zu Anton, „ich bringe sie schon in den Stall.“ Anton ging ins Haus, und todmüde, doch fröhlich legte er sich an den Tisch. Mit halbblauer Stimme ergabte er Franziska, was für einen hübschen Streich er ihm gespielt, und sie hörte ihm freudig bewegt zu. Ihre Blide kreuzten sich gerührt. Ein Strahl der Güte leuchtete in ihren Augen auf, ein heller Strahl, der zwei Herzen entstieg, die sich im Unglück gefunden und die einander verstanden. Und in der stürmischen Freude, die ihr Antlitz verklärte, regte sich ohne ihr Wissen ein gemeinsamer, schwücherner Gedanke in ihnen — Da plötzlich erschollten dumpfe Schläge und Flüche aus dem Stall — der Bauer kühlte sein Mütchen an der Buntin. Er rächte sich an dem mageren Tier für den Verrger, daß er es hatte nicht verkaufen können, und schlug es, als sei es ein totes Stück Holz. Man vernahm Rettengerassel, klägliches Brüllen und hörte, daß er die Kuh in blinder Wut mit einem Knüttel mißhandelte. Dawn war alles still. Neugier einer Viertelstunde meinte Franziska endlich: „Was mag Höffner denn nur machen? Er kommt ja garnicht wieder.“ Sie stand auf und wollte in den Stall gehen. Doch auf der Türschwelle blieb sie betroffen stehen — hinter den Klüben im Innern, durch den die Jauhe abließ, lag Höffner regungslos. Mit einem Hufschlage hatte die Bunte ihm den Schädel zerquetsert. Reinfall.

Ein sehr bekannter Anwalt hatte einen Pferdebesitz zu verteidigen und tat dies auch in einer gut angelegten Rede, die unbedingt Erfolg hätte haben müssen, wenn nicht bereits vorher, ohne daß der Anwalt es wußte, der Angeklagte ein Geständnis abgelegt hätte. So konnte sich der Vorstehende in seiner Anrede an die Geschworenen: „Meine Herren! Sie haben den Angeklagten gehört, und auch seinen Anwalt. Es steht nun bei Ihnen, zu sagen, welchem von beiden Sie Glauben schenken wollen. Bedenken Sie dabei nur eines: Der Angeklagte war dabei, als das Pferd geschlagen wurde; der gelehrte Herr Anwalt aber nicht!“ — Im mer der selbe. Ingenieur zum Heiratsvermittler, der ihm eine etwas verwachsene Dame vorstellte; Red, eine mit Konstruktionsfehler mag ich nicht!